

Im April 1888 wurde der erste koloniale Verein für Frauen in Deutschland gegründet, der „Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.“ Bei den zu pflegenden Kranken handelte es sich um deutsche Militärangehörige und deutsche Siedler in den Kolonien. Der 1908 von Adda von Liliencron gegründete Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft hatte sich als Ziel, die Festigung der Bande zwischen Kolonien und Heimat und der Verbreitung des kolonialen Gedankens gesetzt. Beide Vereine verbreiteten ihre Ansichten und Informationen in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“. Dort wurde auch über die Möglichkeit des Besuchs einer Kolonialen Frauenschule berichtet. Solche Schulen gab es in Witzenhausen, Carthaus und Bad Weilbach. Sie dienten der Ausbildung zur Vorbereitung auf ein Leben in den Kolonien, ebenso wie die Lehrfarm von Frau von Falkenhausen in Brakwater, Südwesafrika. Die in den kolonialen Frauenvereinen engagierten Frauen stammten überwiegend aus dem gebildeten Bürgertum, aus Soldaten-, Unternehmer- und Beamtenfamilien. So auch Frieda von Bülow, die einer angesehenen Soldatenfamilie angehörte. Sie ging nach Ostafrika um dort die ersten Pflegestationen zu gründen und schrieb für die Zeitung „Die Frau“ eine Artikelserie über das Leben deutscher Hausfrauen in Ostafrika. Aus einer Unternehmerfamilie stammte Hedwig Heyl. Obwohl sie sich sehr für die Bildung und die Rechte von Frauen einsetzte, war sie eine überzeugte Nationalsozialistin und Rassistin. Anna Gräfin von Zech begleitete ihren Ehemann, einen Unternehmer, in mehrere Kolonien und leitete nach dem Tod ihres Mannes die Deutsche Kolonialfrauenschule in Witzenhausen. Auch Ada Adeline Schnee, Ehefrau des Gouverneurs der Kolonie Ostafrika, machte von sich reden. Sie schrieb ein Buch über ihre Erlebnisse in Ostafrika und erhielt für „ihr hervorragendes Wirken auf dem Gebiete des Kolonial- und Auslandsdeutschtums“ den Luisenorden.¹

Der Grundgedanke, dem die Gründung der Kolonialfrauenschulen unterlag, war, die Kolonien auch innerlich deutsch werden zu lassen. Es kam in den deutschen Kolonien Anfang des 20. Jahrhunderts nur eine Frau auf 6 bis 9 Männer. Im Deutschen Reich hingegen herrschte „Frauenüberschuss“.² Was lag da näher als einen Ausgleich zu schaffen. In den Kolonialfrauenschulen sollte geeignete junge Frauen auf ihre Aufgaben in den Kolonien vorbereitet werden.

Dabei spielten auch durchaus emanzipatorische Aspekte eine Rolle, jedoch eben auch rassistische, koloniale und nationalistische. Es wurden Verbindungen zwischen der bürgerlichen Frauenbewegung und der Kolonialbewegung geknüpft.³ Die Kolonialfrauenschulen rekrutierten ihre Schülerinnen überwiegend aus dem gebildeten Bürgertum und dem Adel. Die Frauen sollten darauf vorbereitet werden, in den Kolonien entweder als Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen oder Krankenpflegerinnen zu arbeiten oder eine Farm zu bewirtschaften. In erster Linie sollten sie aber deutsche Männer heiraten und so für geordnete Verhältnisse in den Kolonien sorgen. Deutsche Frauen sollten die Männer davor bewahren, auf eine den Eingeborenen nahe Stufe herabzusinken. Dafür schienen Mädchen aus „besseren“ Kreisen mit ihrer bürgerlichen Überlegenheit und ihrer weiblichen Selbstlosigkeit am besten geeignet zu sein.⁴

¹ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Leutner (Hg.), Frauen in den deutschen Kolonien, Ch. Links Verlag, Berlin 2009, S. 14-16

² Dörte Lerp, Zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbildung, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 32

³ ebenda S. 33

⁴ ebend. S. 34-35

„Die Frau in den Kolonien muss sein der treue Kamerad, die verständnisvolle Gehilfin des Mannes, die Schulter an Schulter mit ihm wirkt und schafft und die, wenn die Umstände es erfordern, ihn auch vertreten kann in der Leitung oder Überwachung eines großen Farmbetriebes.“ So Anna Gräfin von Zech, Schulleiterin in Witzenhausen.¹ Eine wahrhaft partnerschaftliche Rolle, die den Frauen in Deutschland meist nicht beschieden war. Eine weitere Aufgabe, die den künftigen Kolonialistinnen zufiel, war die der Trägerin deutscher Kultur. Sie sollten den deutschen Siedlern ein „deutsches Heim“ schaffen mit all den deutschen Tugenden wie Ordnung, Disziplin und Sauberkeit. Nicht zuletzt aber sollte sie weißen Nachwuchs gebären.²

Was in Deutschland als großes Problem der Kolonien betrachtet wurde, war das Anwachsen der Mischlingsbevölkerung. Die aus Ehen zwischen deutschen Männern und Frauen der Kolonialbevölkerung hervorgegangenen Kinder und ihre Mütter waren automatisch deutsche Staatsbürger mit allen damit verbundenen Rechten und Möglichkeiten. Sie hatten Erbsprüche und Zugang zu Erziehungsgeld. Diese Rechte wurden im Deutschen Reich durchaus anerkannt, aber die Verwaltung in den Kolonien boykottierte entsprechende Direktiven aus Berlin. Aber auch die Siedler brauchten „klare Grenzen zwischen den Rassen als Grundlage des politischen Machtanspruchs und des kulturellen Überlegenheitsgefühls.“³

Für den Präses der Rheinischen Missionsgesellschaft im Namaland, Carl Wandres, waren „Mischehen geradezu unmoralisch, für das Deutschtum ein Schlag ins Gesicht“ und „die Erzeugung der Mischlinge (...) eine Gefahr für unser Land.“ So sahen es auch zahlreiche prominente Siedlerfrauen in der Kolonie, welche die Legitimierung von „Mischehen“ als Gleichstellung mit lokalen Frauen und damit als „Herabwürdigung der weißen Frau“ begriffen.⁴

Ein Versuch das Problem zu beheben, waren das Mischehenverbot. Dabei kamen Mischehen nur in Südwafrika und Samoa in signifikanter Zahl vor (in Deutsch-Südwafrika wurden bis 1903 42 bikontinentale Eheschließungen verzeichnet) und auch nur zwischen deutschen Männern und einheimischen Frauen. „Der umgekehrte Fall, dass eine weiße Frau einen Farbigen geheiratet hätte, ist wohl in Deutschland, in den Schutzgebieten selbst aber nicht vorgekommen.“⁵

Mit dem Mischehenverbot war zwar die politische Gefahr gebannt, aber nicht das rassistische Problem der Mischlingskinder. 99 % aller Mischlinge in den Kolonien entstammten nämlich einer illegitimen Verbindung.⁶ Die Anzahl dieser Kinder stieg von 1112 im Jahre 1908 auf 1746 im Jahre 1913. Diese Zahlen bestätigen lediglich, was zum Alltagswissen der Siedlergesellschaft gehörte, nämlich das sexuelle Beziehungen, ob in „wilden Ehen“ bzw. in Konkubinen, ob in Form einer Liaison oder auch in Form – zunehmend häufiger werdender – Vergewaltigungen, an der Tagesordnung waren. Der Hintergrund für die große Zahl an Mischlingskindern mit deutschen Vätern war in den Augen der Deutschen jedoch das unzureichende „Angebot“ an weißen Frauen in den Kolonien. Das war insbesondere in der Kolonie Deutsch-Südwafrika der Fall.⁷

¹ Dörte Lerp, Zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbildung, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 36

² ebend. S. 38

³ Dag Henrichsen, ...unerwünscht im Schutzgebiet... nicht schlechthin unsittlich, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 80

⁴ ebend., S. 85-86

⁵ ebend. S. 81

⁶ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 16

⁷ Dag Henrichsen, ...unerwünscht im Schutzgebiet... nicht schlechthin unsittlich, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 89

Wegen des Krieges ab 1904 kamen auch immer mehr Soldaten in die Kolonie. Diese lebten häufig mit einheimischen Frauen in „wilder Ehe“. Dazu der Ansiedlerkommissar Paul Rohrbach: „Wie alle unverheirateten Aussiedler hat (...) sein Hereroweib als Tisch- und Bettgenossin. Das ist hier so selbstverständlich wie Essen und Trinken, die weißen Wanderhändler machen es ebenso, die Soldaten auf den großen und kleinen Stationen nicht minder. (...) Hier liegt die Wurzel tiefer Schäden für die Zukunft.“ Die Verwaltung sah sich veranlasst, immer schärfer werdende diskriminierende Reglementierungen und Auflagen einzuführen. So wurden die weißen Männer, die in der Verwaltung arbeiteten und eine Mischehe führten entlassen, aus Vereinen ausgeschlossen und ihre Kinder der Schule verwiesen.¹ Nach dem niedergeschlagenen Befreiungskampf der Herero im Jahr 1908 wurde der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründet, der sich die Förderung der Auswanderung deutscher Frauen in die deutschen Kolonien, besonders nach Deutsch-Südwestafrika, zur Aufgabe machte. Bereits 1898 waren deutsche Frauen über das Fraueneinwanderungsprogramm nach Südwestafrika gereist. 1899 folgte eine weitere Schar an potentiellen Bräuten, im folgenden Jahr eine weitere. In Südwestafrika sprach man von „Weihnachtskisten“.²

Ledige deutsche Farmer lud man im Schutzgebiet regelmäßig zu Kaffee-Kränzchen in den Einrichtungen des Frauenbundes ein, um dort „Brautschau“ zu inszenieren. Während strenge Moralmaßstäbe bei den eingereisten Mädchen angelegt wurden, die sittlich einwandfrei und wirtschaftlich tüchtig sein sollten, kümmerte sich niemand um das Niveau der raubeinigen Farmerfreier, die keineswegs den besten Ruf genossen und hier „leichte Beute“ vorfanden. Der Heiratsmarkt wurde vielen ahnungslosen Geschöpfen zur trostlosen Falle in der Einöde, aus der es kein Entrinnen mehr gab.³ Anfang 1911 waren von den zwischen Oktober 1907 und Mai 1910 vermittelten 158 Frauen 54 verheiratet, drei nach Kapstadt verzogen und sieben nach Deutschland zurückgekehrt. Bei sechs Frauen war der Verbleib unbekannt, 88 befanden sich noch in Anstellung, meistens als Dienstmädchen. Als Dienstmädchen im Deutschen Reich führte man seinerzeit ein rechtsloses Leben, wurde ausgebeutet und diskriminiert. In den Kolonien war man allein aufgrund der Hautfarbe in einer sozial besseren Position. Die niedrigsten Arbeiten wurden außerdem von der einheimischen Bevölkerung verrichtet. Dazu Clara Brockmann: „Das Bewusstsein, in dem damals noch recht frauenarmen Lande mit Freude begrüßt zu werden, steigerte von vornherein das Gefühl der persönlichen Wertschätzung...“ Einigen gelang der Aufstieg in die Selbständigkeit als Schneiderin, Caféhausbesitzerin, Wäscherin oder Weißnäherin. Die meisten erlangten den sozialen Aufstieg allerdings durch Heirat.⁴

Der Großteil der weißen Frauen in Südwestafrika kam über die Deutsche Kolonialgesellschaft oder ihren Frauenbund ins Land. Rund 80 % der anderen waren evangelische Missionarinnen, Missionsangestellte oder katholische Nonnen.⁵ Die Arbeit der Frauen in den Missionen findet in den missionsgeschichtlichen Darstellungen nur wenig Berücksichtigung. Die Arbeit der Männer wurde stets als wichtiger wahrgenommen. „Das Hauptaugenmerk wurde auf die Arbeit des Mannes gerichtet, der Frauenarbeit eine Nebenrolle zugewiesen – wobei der Aspekt des Helfens in den Vordergrund gerückt wurde. Ihre Arbeit war als Zusatz, war marginal gedacht (...).“ Zudem hinterließen diese Frauen nur wenige schriftliche Zeugnisse ihrer Arbeit.⁶

¹ Dag Henrichsen, ...unerwünscht im Schutzgebiet... nicht schlechthin unsittlich, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 81-82

² Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 15

³ Golf Dornseif, Weiße Prostitution im Zwielicht kolonialer Sittlichkeit, www.golf-dornseif.de, S. 9

⁴ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 18

⁵ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 19

⁶ Andreas Eckl, Grundzüge einer feministischen Missionsgeschichtsschreibung, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 132

In den kolonialen Frauenmissionen unterscheidet man drei Gruppen. Erstens die Ehefrauen von evangelischen Missionaren, die ehrenamtlich tätig waren. Zweitens Diakonissen, unverheiratete Frauen im Dienste evangelischer Missionsgesellschaften und drittens die größte Gruppe, Missionarinnen eines katholischen Missionsordens, so genannte Missionsschwestern.¹

Anne-Marie Javouhey (1779 – 1851) gründete 1807 die Kongregation des Heiligen Josef von Cluny, die erste missionarische Schwesternschaft, die anfangs in Réunion und im Senegal tätig war. Die erste deutsche Frauenmission war der 1842 in Berlin gegründete Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande. Die dort ausgebildeten Lehrerinnen kamen in den ersten fünfzig Jahren ausschließlich in China und Indien zum Einsatz. Nur langsam setzte sich in Deutschland die Erkenntnis durch, dass „die Afrikanerinnen meistens nicht über die afrikanischen Männer, sondern die Männer über die Frauen zu erreichen waren, ein erfolgreicher Zugriff auf die Frauen aber nur mit Hilfe von Frauen gelingen konnte.“ Trotzdem war die Tätigkeit von Frauen im Missionsdienst stets jener von Männern untergeordnet: „Frauen folgten und übernahmen oft Aufgaben, die ihre männlichen Mitstreiter für sie gewählt hatten (...). Die Definitionsmacht lag bei den Missionaren, die Missionsschwestern lebten in deren Schatten, sie leisteten die Zuarbeit.“ Diakonissen spielten bis 1918 aufgrund ihrer geringen Anzahl keine große Rolle. Unter den etwa 5000 unverheirateten Frauen im Dienste der evangelischen Welt-Mission befanden sich lediglich 200 Deutsche. Erst durch das Aufkommen des Berufs der Missionsärztin im Laufe des 20. Jahrhunderts kamen vermehrt Frauen in die koloniale Mission ohne einem Orden anzugehören. Evangelische Missionare und Pastoren rekrutierten sich vor allem aus dem Bürgertum. Es ist davon auszugehen, dass auch ihre Ehefrauen dieser Schicht entstammten. Über die Anforderungen an eine Missionsgattin schrieb Gustav Warneck 1897: „ Sie muss tapfer und fröhlich machen, leiden können, ohne zu klagen, sanftmütig sein ohne Sentimentalität und helfen und dienen ohne zu ermüden (...). Fromm und frisch, sanft und mutig, gebildet und wirtschaftlich – so ausgerüstet ist dem Missionar sein Weib eine segensreiche Gehilfin in Haus und Amt.“ Für die zu missionierenden Völker kam ihr zudem noch eine Vorbildfunktion vor. Das Vorleben einer christlichen Ehe „... in der geschlechtlich so verunreinigten heidnischen Atmosphäre (...).“²

Die größte Gruppe der Frauen im Missionsdienst wurde von den katholischen Ordensschwestern gestellt. Sie stammten vorwiegend aus der Landbevölkerung. Die Arbeit als Missionsschwester eröffnete den Frauen attraktive und wirtschaftlich lohnende Berufsfelder. Aber auch hier waren eine Unterordnung und eine Nachrangigkeit gegenüber den Männern unübersehbar. „Ihnen steht es zu, in verborgener Aufopferung die physische Unterlage und den sozial-caritativen Hintergrund der Mission aufzubauen und mit zarter Hand die Mannesarbeit zu ergänzen.“ Der Schwerpunkt der Tätigkeit der kolonialen Missionsschwestern lag vor allem im Unterricht in Schulen sowie der Krankenpflege. Ihnen wurde auch die Leitung von Waisenhäusern und Missionsheimen übertragen. Tugenden wie Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und Fleiß sollten vorgelebt und so an die einheimische Bevölkerung vermittelt werden. Die katholischen Missionsgesellschaften setzten dabei auch auf den Ledigenstatus der Schwestern. „Die Missionsschwester hat aus übernatürlichen

¹ Andreas Eckl, Grundzüge einer feministischen Missionsgeschichtsschreibung, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 133

² ebenda, S. 134-137

Beweggründen das Opfer in jeder Gestalt aus freiem Willen erkoren und rechnet in diesem Leben nicht mit Dank oder Entschädigung. (Dies) verleiht dem Wirken der Schwestern einen eigenen Reiz, der auf die vielfach kalten heidnischen Gemüter einen unauslöschlichen Eindruck macht ...“¹

In der Kolonie Deutsch-Südwestafrika waren im Jahre 1918 27 Schwestern des Ordens des heiligen Franz von Sales sowie 21 Schwestern der Nonnenwerther Franziskanerinnen tätig.² Während die Frauen in der kolonialen Missionsarbeit sich auf das Erziehen, Heilen, Pflegen und Helfen beschränkten, waren sie von der Aufgabe des Missionierens an sich, also der Bekehrung zum Christentum, weitgehend ausgeschlossen. Ihre „Mission“ bestand darin, afrikanische Mädchen und Frauen zu treusorgenden Ehefrauen, ordentlichen und fleißigen Hausfrauen und zu christlich-verantwortlichen Müttern zu machen. Sie erteilten nicht nur Handarbeits- und Kochunterricht, sondern vermitteln gleichzeitig westlich-europäische Moralvorstellungen und Hygienebegriffe. Eine zentrale Rolle in diesem Bemühen spielte die Missionsschule. Sie war in erster Linie nicht ein Ort der Bildung, sondern ein Mittel der Erziehung. Neben diesen Schulen wurden auch Missionsheime unterhalten, um die einheimischen Mädchen dem Einfluss der heidnischen Eltern zu entziehen. Dort unterstanden diese Mädchen der ständigen Kontrolle einer Missionsschwester. Doch die „Umerziehung“ beschränkte sich nicht auf die Schülerinnen der Missionsschulen und -heime. Auch die Dienstmädchen in den deutschen Haushalten unterlagen einer ständigen Kontrolle und den Erziehungsmethoden der deutschen Hausfrau. Natürlich wurden diese Mädchen in erster Linie in die Haushalte geholt, um Arbeit zu leisten. Der vornehmliche Zweck der „Erziehung“ der einheimischen Mädchen bestand in der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft. Die Arbeit der deutschen Frauen in den deutschen Missionsgesellschaften diente wie bei ihren männlichen Kollegen der Etablierung und Sicherung kolonialer Vorherrschaft über die einheimische Bevölkerung. Dies gelang ihnen vielleicht sogar in größerem Maße als den Missionaren. „Doch ermöglichten gerade die Missionarinnen mit ihrer sozialen Arbeit und ihrer Frauenmissionierungstätigkeit den Zugriff auf die gesamte afrikanische Bevölkerung, sie waren wichtige Betreiberinnen der ‚inneren Kolonisation‘ – und damit der kolonialen Eroberung und Herrschaftssicherung.“ Aber auch aus frauenpolitischer Hinsicht war das Wirken der missionarischen Frauen unheilvoll. „Sie verkündeten eine ‚gottgewollte‘ Unterordnung unter den Mann und installierten eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die die Afrikanerinnen in eine vordem unbekannte ökonomische Abhängigkeit vom Mann drängte und sie darüber hinaus den am geringsten bezahlten, von härtester Ausbeutung gekennzeichneten Erwerbszweigen der Kolonialwirtschaft auslieferte.“³

Die Kolonie Deutsch-Südwestafrika wurde überwiegend von der Rheinischen Missionsgesellschaft missioniert. Sie entstand 1828 aus der Vereinigung der Missionsgesellschaften Elberfeld, Barmen, Wesel und Köln. Als erstes Missionsgebiet wurde Südafrika gewählt. Von dort zogen sie Richtung Nordwesten und gründeten 1842 die Missionsstation Bethanien im Namaland und begannen mit der Missionierung der Nama. 1844 baute die Rheinische Mission vertreten durch Carl Hugo Hahn auch eine Herero-Mission auf. Als Südwestafrika deutsche Kolonie wurde, war die Rheinische Mission dort bereits seit über 40 Jahren tätig. In ihrem Kreise arbeiteten auch Frauen, allerdings wiederum lediglich als Helferinnen der Männer. Die Frauen selbst beschrieben ihre Motivation in den

¹ Andreas Eckl, Grundzüge einer feministischen Missionsgeschichtsschreibung, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 137,138

² ebenda, S. 140

³ ebenda, S. 142-144

Missionsdienst zu gehen oftmals als „religiöses Sendungsbewusstsein“, „...das auf dem Gedanken des Auserwähltseins beruhte, eine angeblich niedere, heidnische Kultur zu missionieren und zum Christentum zu bekehren.“¹

Doch dieses hehre Ziel wurde ihnen verwehrt. Sie konnten sich als private Lehrerin oder Krankenpflegerin engagieren. Die Äußere Mission wurde ihnen für lange Zeit verwehrt.

Eine der wenigen Frauen, die es hierbei zu einiger Anerkennung gebracht hat, war Lina Stahlhut. Sie kam als Gattin des Rheinischen Missionars Wilhelm Stahlhut im Jahre 1895 nach Südwestafrika. Vorangegangen war eine zweijährige Ausbildung im Diakonissenhaus in Holland und im Frauenheim in Bonn. In Südwestafrika ließen sich die Stahlhuts in der Missionsstation Otjimbingue nieder. Lina Stahlhut erlernte die Sprache der Ovambo und nahm sich der einheimischen Frauen an. Sie gründete eine Nähsschule und kümmerte sich um Kranke. In den folgenden Jahren verlor Lina Stahlhut ihre drei Kinder und ihren Ehemann durch schwere Erkrankungen. Nach dem Tod ihres Mannes arbeitete Lina Stahlhut bis 1905 auf der Ovambostation Ondjiva. Dabei bekam sie auch die Auswirkungen des 1904 ausgebrochenen Herero-Krieges zu spüren. Schriftliche Zeugnisse Lina Stahlhuts aus dieser Zeit sind nur spärlich vorhanden. Eine politische Bewertung ihrerseits gibt es nicht. Aber sie drückt ihr Bedauern über den Tod zahlreicher Einheimischer aus: „Die furchtbaren Gräueltaten hier in der Nähe machen uns ganz traurig. (...) wenn man hört, dass wieder ein Bekannter oder eine Bekannte ermordet ist, dann fährt es einem durchs Herz wie ein Schwert und man kann nicht wieder froh werden.“ Nach einem längeren Aufenthalt in Deutschland reiste Lina Stahlhut wieder nach Südwestafrika. Diesmal ließ sie sich in Karibib nieder. Im Zentrum ihrer Tätigkeit stand wiederum die einheimische Bevölkerung. Die Versorgung von Kranken, Frauen und Mädchen lag ihr besonders am Herzen. Mehrmals bat sie Missionsleitung um den Aufbau eines Krankenhauses mit einer Hebamme und einem Arzt. Dabei warb sie aber beständig um die Bekehrung der einheimischen Bevölkerung zum Christentum und leistete somit auch erfolgreiche Arbeit für „innere Kolonisation“ Südwestafrikas. Die Rheinische Mission musste ständig auf der Hut sein, nicht von den katholischen Missionsgesellschaften überholt zu werden, die ihre Aktivitäten in der ärztlichen Mission bereits viel stärker ausgebaut hatten. Südwestafrika war, und ist bis heute, stark protestantisch geprägt. Das ist vor allem auf die Arbeit der Rheinischen Missionsgesellschaft zurückzuführen. Lina Stahlhut setzte sich weiter für den Ausbau der ärztlichen Versorgung ein, was die Einrichtung von insgesamt vier Lazaretten zur Folge hatte. Auch während des Ersten Weltkriegs setzte sie ihre Arbeit fort. Sie kümmerte sich vor allem um die Einheimischen, war aber auch Ansprechpartnerin von deutschen Kolonialisten. Sie kannte „keine Unterschied von Sprachen oder Rassen. Sie sah in allen Menschen den Bruder, die Schwester, für die Gott in gleicher Weise die Erlösung beschlossen hatte.“²

An der Spitze der Hierarchie unter den Frauen in den Kolonien standen die Frauen aus den höheren gesellschaftlichen Kreisen. Sie waren finanziell abgesichert, gebildet und auf Kolonial-Haushaltsschulen auf ihre Aufgaben vorbereitet worden. Dabei stand nicht das Können im Mittelpunkt, sondern das Sein. „Nicht im freien, burschikosen Wesen soll ihre Tatkraft sich äußern, sondern in echter Weiblichkeit soll sie dem neuen Deutschland über dem Meere den Stempel ihrer Wesensart aufdrücken, nicht bloß streben und arbeiten soll sie draußen, sondern sie soll sein, beseelt vom Geiste echten Christentums, eine Hohepriesterin

¹ Julia Besten, Des Meisters Ruf, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 146-148

² ebenda, S. 149-155

deutscher Zucht und Sitte, die Trägerin deutscher Kultur, ein Segen dem fernen Lande: Deutsche Frauen, deutsche Ehre, deutsche Treue über'm Meere.“ Die erste Aufgabe der deutschen Frauen in den Kolonien war damit klar festgelegt: das Verbreiten des Deutschtums unter Vernichtung einheimischer Kultur, Gebräuche und Sitten. Das Bild, das sich die kolonialen Siedler gerne gaben, war das des fleißigen und soliden deutschen Menschen. Doch gleichzeitig war der Alkoholkonsum hoch, vor allem der „Sektverzehr“. Denn auch die Frauen hatten ihren Spaß an den zahlreichen Festen. „Es ging sehr lustig (...) zu; das Bier floß in Strömen und manche Gäste waren schon beim Essen sehr munter. Ein Negerjunge kam herein mit dem Nachtsch, einer schönen Torte mit Schlagsahne. Einer der wilden Farmer stand auf und stülpte ihm diese über den Kopf. Da war der Jubel groß, und auch ich lachte Tränen.“ So Lydia Höpker.¹

Die deutsch-nationale Gesinnung der kolonialen Frauen äußerte sich nicht nur in der Begeisterung für deutsche Ordnung und Sauberkeit. Auch sie rechtfertigten Vergewaltigung und Ausrottung der nach Freiheit strebenden Völker in den Kolonialkriegen ebenso wie Kasernierung, Gettoisierung und Versklavung der Überlebenden. Ada Cramer aus Südwestafrika: „Das Land ist über Erwarten schön und fruchtbar. (...) Davon, dass vor wenigen Jahren ein zahlreiches Volk das Land bewohnte, war nicht mehr das Geringste zu spüren.“ Das zahlreiche Volk waren die Herero, die die Deutschen in einem Vernichtungskrieg nahezu ausgerottet hatten. In Erinnerung an die Aufstände der Herero und Nama schrieb Emma Dorn: „Unsere braven Jungen hatten keine Verluste, aber ihre Gewehre räumten unter dem Gegner tüchtig auf, wir sehen jeden Mann fallen.“ 1909 erhielt Emma Dorn vom deutschen Kaiser einen Kriegsorden. Der Kriegseinsatz der deutschen Frauen war indes so mutig nicht. Sie konnten darauf vertrauen, dass die Nama – ganz im Gegensatz zu den deutschen Soldaten – Frauen und Kinder des Feindes nicht gezielt oder vorsätzlich erschossen. Bei allem Einsatz für die deutsche Sache konnten sich die deutschen Frauen nur gegenüber der einheimischen Bevölkerung als Herrinnen betrachten. Die Position innerhalb der Familie war nach wie vor durch Unterordnung unter den Ehemann bestimmt. Die deutsche Frau sollte Ehefrau und Mutter sein. Ihre gesellschaftliche Position war an die ihres Ehemannes gebunden. So stellten sie sich auch meistens kompromiss- und kritiklos an die Seite ihres Mannes, wie im Fall Cramer. Der Farmer Ludwig Cramer wurde 1913 wegen schwerer Körperverletzung und Nötigung zu vier Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe verurteilt. Er hatte Eingeborene, meist Frauen schwer misshandelt, so dass zwei von ihnen an den Verletzungen starben. Seine Ehefrau Ada assistierte ihm bei den Misshandlungen, indem sie mit der Nilpferdpeitsche zuschlug und den Frauen die Kleider zerschnitt. Später verkündete sie: „Wäre ich ein Mann gewesen, hätte ich die ganzen Weiber über den Haufen geschossen.“ Ada Cramer war durchaus kein Einzelfall. Magdalene Prince, Herrin der Großplantage „Sakkarani“ griff selbst gerne zur Peitsche. Die Farmerin Elisabeth Ohlsen erschlug einen Einheimischen, den sie als Klippkaffer bezeichnete, mit einem Ast. Das ist jedoch nur ein Teil täglicher Gewalt, der von den deutschen Kolonialfrauen verübt wurde. Diese rassistische Gewalt richtete sich in erster Linie gegen Frauen. Dabei dürfte der Konkurrenzgedanke eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. „Wohl nirgends sonst in der Welt wird uns deutschen Frauen von den Herren der Schöpfung soviel Verehrung entgegengebracht wie gerade in unseren Kolonien“, schrieb Emmy Richter 1908 in Kolonie und Heimat. Dies verdankten die Frauen der Ideologie der „Überlegenheit der weißen Rasse“ und dem rassistischen und deutsch-nationalen Weltbild der Deutschen. Zur

¹ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 20

Herrschaftssicherung brauchte man außerdem weiße Nachkommen in den Kolonien. Nur mit weißen, deutschen Frauen konnten die Kolonialisten weiße, deutsche Nachkommen zeugen. In diesem Punkt hatten die deutschen Frauen gegenüber ihren kolonialen Konkurrentinnen um die Gunst der Männer einen entscheidenden Vorteil. Trotzdem gab es weiterhin zahlreiche Verbindungen zwischen deutschen Männern und einheimischen Frauen, die Unwillen und Hass bei den deutschen Frauen hervorrief.¹

Margarete Kierstein schreibt über eine Begegnung eines weißen Mannes mit eingeborenen Frauen: „Er wich zurück vor den stinkenden Leibern, die sich noch nie gewaschen hatten und an denen die Brüste herabfielen wie schwarze Schalen einer Frucht.“ Ganz so unattraktiv hatten die Männer die einheimischen Frauen wohl nicht gefunden, wie die zahlreichen Beziehungen zwischen ihnen beweisen. Die afrikanischen Männer standen bei den deutschen Frauen wesentlich höher im Kurs als ihre Frauen. Zwar gab es nur sehr wenige öffentliche Verbindungen zwischen weißen Frauen und schwarzen Männern – was die soziale Ächtung der betroffenen Frauen nach sich zog – aber es wurde schon hin und wieder ein Blick riskiert. Paula Karsten aus Südwest blickte „mit Staunen und Bewunderung auf die mächtig entwickelte Muskulatur“ der schwarzen Männer. Sofie von Uhde schilderte „nackte Neger“ als „schöne, heitere Menschen.“ Die Konkurrenz um die weißen Männer wurde offensichtlich durch die Konkurrenz um die einheimischen Männer noch verschärft.²

Im Mittelpunkt des kolonialen Denkens stand unter deutscher Herrschaft immer wieder der Rassismus. So bezeichnete Hannah Arendt den Rassismus als die „eigentliche Ideologie aller imperialistischen Politik.“ Erst in der Kolonialpolitik wurde „Rasse“ als politisch und juristisch anwendbare Kategorie geformt. Der deutsche Kolonialismus schuf erstmals die Voraussetzungen für die Konstituierung einer bürgerlich geprägten „rassischen Ordnung.“ Die wiederum war eng mit den Entwürfen der Geschlechterrollen verknüpft. Die afrikanischen Kolonien standen im Mittelpunkt der deutschen kolonialpolitischen und rassentheoretischen Debatten. Dabei spielte Südwestafrika eine besondere Rolle, da es dort die einzige Siedlungskolonie des Deutschen Reiches gab. Schwarze befanden sich in der Hierarchie der Rassen auf der niedrigsten Stufe. Sie wurden als triebhaft, naturverbunden und kulturlos dargestellt. Dies galt besonders für die schwarzen Männer. Ein immer wiederkehrendes Motiv in dieser Diskussion stellte die Angst der weißen Frau vor der Vergewaltigung durch den schwarzen Mann dar. Die sexualisierte Gewalt weißer Männer gegenüber schwarzen Frauen verleugnet. Vielmehr wurde den schwarzen Frauen eine zügellose Sexualität unterstellt – als Gegenbild zur sittlichen entsexualisierten bürgerlichen weißen Frau. Weiße Männer wurden als Opfer der „schwarzen Bestien“ hingestellt. Eine getrennte rassische Ordnung galt somit, insbesondere seit Beginn der Hererokriege, zunehmend als notwendige Voraussetzung für den Erhalt der Kolonien und der weißen Rasse. Der weiße weibliche Körper diente dabei als Grenzmarker deutscher Nation und weißer Rasse.³

Weiße Frauen sollten die deutschen Siedler davor bewahren, ihre nationale bzw. rassische Identität zu verlieren. In diesem Zusammenhang tauchte immer wieder der Begriff des „Verkafferns“ auf. Obwohl man weiße Frauen anfangs für zu labil hielt um das Klima und die Lebensbedingungen in den Kolonien aushalten zu können, wurden sie doch in immer größerer

¹ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 21-24

² ebenda, S. 24,25

³ Anette Dietrich, Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 176-178

Zahl dorthin geschickt um das Absinken der deutschen Siedler auf eine als niedrig geltende Kulturstufe zu verhindern. Der weißen deutschen Frau wurde eine stabilisierende und erhaltende Funktion für die Kolonien und die Kolonialherrschaft zugesprochen. Das bürgerliche Geschlechtermodell setzte sich gegenüber dem Bild eines in einer männerbündisch strukturierten Gesellschaft lebenden Pioniers durch. Diese Kolonialpolitik wurde noch bestärkt durch das massive Engagement kolonialbegeisterter, nationalistischer wie auch feministischer Frauen.¹

Ein weiterer Grund von Einwanderung deutscher Frauen nach Afrika war das Mischehenverbot von 1905. Auch die meisten weißen Frauen stellten sich ausdrücklich gegen Mischehen. „Sollen deutsche Frauen und Mädchen stillschweigend dulden, dass man sie mit Angehörigen der am niedrigsten stehenden Rasse auf eine Stufe stellt? Sollen sie zusehen, wie ihre Söhne und Brüder mit Frauen dieser Rasse Verbindungen eingehen, die zwar vor dem Gesetz als Ehe bestehen können, welche aber der sittlich höher empfindende Mensch als solche nie anerkennen kann und darf?“ Auch feministische Kreise plädierten für die Einwanderung der deutschen Frauen in die Kolonien. „Die Einwanderung der deutschen weißen Frau ist ebenso möglich wie unbedingt notwendig. Und zwar nicht nur ganz abgesehen von ideellen Gründen, um der Rassenmischung entgegenzuwirken, sondern auch um (...) der Einwanderung von Frauen anderer weißer Nationen zuvorzukommen (...)“ Zwar versuchten Frauenrechtsverbände ihre Emanzipationsvorstellungen auch in den Kolonien durchzusetzen, indem sie für eine bessere gesellschaftliche Stellung der Frauen und verbesserte Arbeitsbedingungen der weißen Hausangestellten eintraten, auf der anderen Seite jedoch hingen auch sie einem rassistischen Weltbild an. „In den Kolonien müssen die jungen Männer, zum Schaden der Kultur, sich ‚unvermeidlich‘ mit fremden Frauen vermischen, und es wird dadurch ein gefürchtetes Mischlingsgeschlecht herangezogen (...). Wenn es der Regierung und den sie unterstützenden Parteien um die Eindämmung einer Mischlingsrasse im Ernste zu tun ist, warum gibt man dann nicht den weißen Frauen solche Gesetze, solche Rechte, dass es auch sie locken kann, dort an der Kolonisierung und Kultivierung, auch unter den erschwerten Verhältnissen mitzuarbeiten?“ Die weiße Frau stand symbolisch für den weißen deutschen Volkskörper, der „rein“ gehalten und geschützt werden musste. Auch als rassifizierte Kulturträgerin sollte sie zur Stabilisierung der Kolonien beitragen. Dabei näherten sich feministische und kolonialistische Frauengruppen einander immer mehr an. Hedwig Heyl war eine der bürgerlichen Frauenbewegung zugerechneten Sozialreformerin. In Deutschland setzte sich Hedwig Heyl für Verbesserung der Stellung der Frau ein, für eine gesellschaftliche Aufwertung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit. Heyls Konzept einer hauswirtschaftlichen Erziehung basierte auf Erkenntnissen der Naturwissenschaften, der Ernährungslehre und der Hygiene. Ihre „Haushaltsideologie“ eignete sich auf in besonderem Maße für die deutschen Kolonien. „Jede einzelne Hausfrau, die draußen im fremden Lande ein deutsches Heim schafft, schafft ein Deutschland im Kleinen.“ Damit kam den deutschen Frauen die Aufgabe zu, auf ihre Art zur Kolonisierung und zur Herrschaftsabsicherung der Kolonialherren einen Beitrag zu leisten. Hedwig Heyl vertrat nicht in erster Linie die Interessen der Frauen, sondern die Interessen der kolonialen Machthaber indem sie ausführte: „Ferne Lande können nicht wahrhaft in Besitz genommen werden, wenn nicht deutsche Hauswirtschaft dort Wurzel fasst. Der erste Schritt, den die Frauen in Südwest wagten, war außer der Krankenversorgung die Begründung deutscher Hauswirtschaft, um die sich alles kristallisieren wird.“ Die deutschen „Tugenden“ wurden zum Sinnbild einer höherwertigen Kultur, Nationalität und Rasse umgedeutet. Afrikanische Frauen wurden als schlechte Hausfrauen hingestellt, als faul primitiv und schmutzig. Sie dienten der weißen Frau als Gegenentwurf ihrer selbst. Im

1 Anette Dietrich, Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 180-181

Haushalt wurden eine rassistische Dominanz ein- und ausgeübt sowie Techniken der Disziplinierung und sozialen Kontrolle gegenüber der einheimischen Bevölkerung durchgesetzt. Die große Bedeutung der Frau für die Kolonisierung ist auch auf der Tatsache begründet, dass die weiße Frau zur „rassenreinen“ weißen Reproduktion unverzichtbar war.¹

Während die Kolonialfrauen möglichst zahlreichen Nachwuchs zur Welt brachten um die Zukunft der Kolonien und auch ihre eigene Stellung zu sichern, praktizierten die einheimischen Frauen empfängnisverhütende und abtreibende Methoden. Sie regulierten so die Anzahl der Nachkommen und erhielten sich in gewisser Weise ihre Gebärfähigkeit, während die weißen Frauen sich in der Rolle der „Zuchtstuten“ befanden. Einheimische Frauen konnten über ihren Körper und ihre Sexualität deutlich freier bestimmen als ihre deutschen Geschlechtsgenossinnen. Bei den Bergdama in Südwestafrika hatten die Frauen das Recht auf freie Liebe vor der Heirat, auch bei den Herero war es durchaus üblich vor der Ehe Kinder zu haben und bei den Ovambo galt eine Frau solange als Jungfrau, wie sie keine Kinder hatte. Während der deutschen Herrschaft über die Kolonien kam es zu einem deutlichen Absinken der Geburtenrate unter den Einheimischen. Dies kann auf Schwächung der Gesundheit der Frauen durch Zwangsumsiedlungen, Unterernährung und Zwangsarbeit sowie Sterilität durch eingeschleppte Geschlechtskrankheiten zurückzuführen sein. Doch es gibt genügend Hinweise darauf, dass bewusste Geburtenkontrolle betrieben wurde. Die Frauen wollten den Deutschen keine Arbeitssklaven gebären. Es nützten keine Prämien oder Drohungen, die Waffe der einheimischen Frauen gegen die deutsche Herrschaft war ein Gebärstreik. Sie hatten das nötige Wissen über Verhütung und Abtreibung. Aber auch auf anderen Gebieten waren die einheimischen Frauen den weißen Frauen voraus. Sie stellten zwar wie ihre weißen Geschlechtsgenossinnen den sozialen Mittelpunkt der Familie dar, hatten aber weitergehende Bedeutung als Hüterinnen des Wissens als Kultivatorinnen des Bodens, Kräuterkundige und Heilerinnen. Sie kannten Lieder und Tänze und unterhielten sich untereinander in eigenen Sprachen. Sie beherrschten Handwerke wie das Töpfern, das Färben von Kürbis-Kalebassen, die Bierbrauerei, die Herstellung von Nähfäden und Rindenstoffen, die Salzproduktion oder den Hausbau. Bei den Bergdama in Südwestafrika waren Frauen Zauberinnen und Klageweiber, die Erste Frau war die Hüterin des heiligen Feuers. Sie hatte außerdem Schlichterfunktion und leitete bei Kriegen die Friedensverhandlungen ein. „Taras“, das Nama-Wort für Frau bedeutet auch „Herrin, Herrscherin“.² Welch ein Unterschied zu den weißen Frauen!

Diese bedienten sich der weiblichen, einheimischen Bevölkerung als Zwangsarbeiterinnen für Haus und Farm. Dabei ging es ihnen auch um die Unterwerfung der Einheimischen unter die „rassisch überlegene“ weiße Frau. So erregte beispielsweise Frau Ohlsen mit ihrer „vortrefflich dressierten Dienerschaft“ den Neid anderer Siedlerinnen. Nicht zufällig verwendete man den Begriff der Dressur, der sich auf das Abrichten von Tieren bezieht. Zeigten sich die Frauen widerspenstig drohte ihnen der „Schambock“, die Nilpferdpeitsche. Auch Kettenhaft oder Gefangenenlager waren als Bestrafung keine Seltenheit. Ihre Überlegenheit begründeten die weißen Frauen nicht allein mit ihrer Rasse, sondern führten auch ihre pedantische Haushaltsführung ins Feld. Mit gehässigen Behauptungen über die einheimischen Frauen haben sie in hohem Maße zu Vorurteilen und Abwertung beigetragen. „Sie sind schmutzig und stinken, sie sind hässlich, dumm, faul, dreist, heimtückisch, sie lügen und stehlen. Sie sind kokett, hinter weißen Männern her und ruinieren diese in jeder Beziehung.“³

¹ Anette Dietrich, Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 182-186

² Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 25-27

³ ebenda, S. 28,29

In der in Deutschland verbreiteten Kolonialliteratur, insbesondere dem Kolonialroman, wird dann auch der deutsche Mann als ständiges Ziel und Opfer schwarzer Weiblichkeit dargestellt. Durch unfreiwillige Enthaltbarkeit geschwächt treiben ihn halbnackte schwarze Frauen zur wiederum unfreiwilligen Unzucht. Die Wirklichkeit sah natürlich anders aus. Die Beziehungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen in den Kolonien basierten nur zum Teil auf gegenseitigem Einvernehmen. Viele Verbindungen sind „als sexuelle Gewalt- und Unterdrückungsverhältnisse anzusehen (...).“ Die Männer sahen die sexuelle Ausbeutung einheimischer Frauen auch als Symbol ihrer kolonialen Macht. Im Bild der deutschen Öffentlichkeit standen diese Frauen auf der untersten Stufe. „Die afrikanische Frau kann selbst im Vergleich mit einer weißen Prostituierten nur als „zweite Wahl“ angesehen werden. So kauft sich der deutsche Mann vor seiner Abreise nach Afrika in Hamburg noch ein wenig Liebe, denn die schwarzen Weiber sind nur ein unvollkommener Ersatz. Also noch schnell eben mitgenommen, was die traute Heimat bietet.“ Diese menschenverachtenden Äußerungen stammen von einer Frau, der Schriftstellerin Hanna Christaller. Der deutsche Kolonialroman wurde überwiegend von weiblichen Schriftstellerinnen geschrieben und die zeigten sich nur wenig solidarisch mit ihren schwarzen Geschlechtsgenossinnen. Die Afrikanerinnen werden als Konkurrentinnen um die Gunst des weißen Mannes empfunden, nichtsdestoweniger aber als unattraktiv und unappetitlich beschrieben. „Godone strömte jenen eigentümlich ölig fettigen Negergeruch aus, den die schwarzen Schönen vergeblich durch starkes Parfüm zu übertäuben suchen.“ Gleichwohl kommt der schwarzen Frau die Rolle der Verführerin zu. Sie ist die schwarze Eva, die dem Mann den Apfel reicht, die Schlange, die ihn in Versuchung führt. Wenn der deutsche Mann ihr verfällt, so reagiert er nur auf ihre Verführungskünste. Wenn er sie vergewaltigt, so entschuldigt man das mit durch den „Tropenkoller“ verursachte Ausfallerscheinungen. Und so kann auch der weiße Mann, sobald die weißen Frauen in den Kolonien ankommen, die schwarze Gefährtin verstoßen. In Frieda von Bülow's Roman „Im Lande der Verheißung“ heißt es: „Nur können uns (schwarze Frauen) niemals Gefährtinnen sein.“ Und Hanna Christaller beruhigt ihre deutschen Geschlechtsgenossinnen, indem sie eine ihrer Romanfiguren sagen lässt: „Keine Gefahr! In ein schwarzes Weib kann man sich nicht verlieben.“¹

Während sich die Kolonialpresse sowohl im fernen Afrika als auch im Berliner Zeitungs-Dschungel über Rassenschande und schwarzweißes Konkubinat erregte, existierte parallel dazu „für gehobene Ansprüche“ ungeniert ein Netzwerk weißer Prostitution. In Deutsch-Südwestafrika insbesondere in der Hafenstadt Swakopmund. Dabei gab es sowohl „reguläre Prostitution“ (sanktioniert in zugelassenen Bordellen) als auch „Teilzeit-Prostitution“ (Nebenerwerb).² Doch Prostitution spielte sich nicht nur in Bordellen ab, sondern auch in „Grenzgebieten“ wie Hotellerie und Gastronomie.³ Es galt als offenes Geheimnis, dass viele Bardamen nebenberuflich Freier lockten und sich auf diese Weise ein Zubrot verdienen. Dienstmädchen mit Beschäftigungen in Hotels und Restaurants der Städte Windhoek und Swakopmund, die sich ausgebeutet fühlten, witterten reizvollere Verdienstmöglichkeiten im Barbetrieb (mit gleitendem Übergang zur Teilzeit-Prostitution). Von der deutschen Kolonialverwaltung und der veröffentlichten Meinung wurde die Prostitution in Südwestafrika offiziell angeprangert. So konnte man in einem Bericht in der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung vom 24. Januar 1914 anlässlich eines mehrtägigen „Flottenfestes zugunsten der Besatzungen und Offiziere deutscher Kriegsschiffe“, die vor

¹ Marianne Bechhaus-Gerst, „Schwarze Eva“, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 188-192

² Golf Dornseif, Weiße Prostitution im Zwielicht kolonialer Sittlichkeit, www.golf-dornseif.de, S. 1

³ ebenda, S. 4

Swakopmund auf Reede lagen und zum Tanzvergnügen der Bürgerschaft eingeladen waren. Man konnte dazu nachlesen: „Leider legte eine unglaubliche Ungezogenheit eines hiesigen Herrn vielen Festteilnehmern den Zwang auf, unseren herrlichen Marineball vorzeitig zu verlassen! Der betreffende Kavalier hatte die Stirn, bei dieser offiziellen nationalen Veranstaltung mit zwei Bardamen auf der Tanzfläche zu erscheinen, deren Gesellschaft sich die ehrbare Swakopmunder Frauenwelt unmöglich gefallen lassen konnte ...“¹

Ähnlich äußerte sich Missionar Wandres im Juli des gleichen Jahres brieflich über die öffentliche Moral zu Windhoek: „Seit geraumer Zeit arbeitet im Norden unserer Stadt ein richtiges Bordell mit weißen Freudenmädchen aus vielen Ländern Europas und Kapstadt. Das ist also Kolonialkultur!“² Aber das ständige Anwachsen der weißen Prostitution und der rege Zulauf von Frauen aus dem Deutschen Reich, die mit Zeitungsannoncen in die Kolonien gelockt wurden, enthüllen eine doppelte Moral.

Nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten waren die Kolonialistinnen nicht zimperlich. Margarethe von Eckenbrecher: „Wenn mir die Geduld riß, musste meine Reitgerte vermitteln (...)“ Lydia Höpker verteilte Ohrfeigen und schoss zur Warnung über die Köpfe ihrer einheimischen Bediensteten. Maria Karow aus Okambahe in Südwestafrika war der Meinung: „Da die Eingeborenen Güte für Dummheit, Nachsicht für Furcht halten, müssen sie eben ein strenges Regiment fühlen.“ Sie seien „nur durch Prügel zu bändigen.“ Die Kolonialistinnen hielten sich für das Maß aller Frauen. Was immer sie an rassistischem und sexistischem Hass zu bieten hatten, ergossen sie über die einheimischen Frauen. Dabei erkannten sie nicht ihre eigene unwürdige Lage als Erfüllungsgehilfin des Mannes, als Lustobjekt und Gebärmaschine. Die Chance aus ihrem Aufenthalt in einem fremden Land zu lernen wurde vertan. Im Gegenteil, die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in den Kolonien verschlechterte sich beständig. An den Folgen haben sie noch heute zu tragen. Die deutschen Kolonialfrauen hatten daran ein gerütteltes Maß an Verantwortung.³

Die Geschichte der Frauen und des Kolonialismus ist mit dem Verlust der deutschen Kolonien aber nicht zu Ende. 1920 erhielten die Frauen in Deutschland das Wahlrecht. Sie konnten nunmehr aktiv auf die Politik einwirken. Zwischen den großen Kriegen herrschte in Deutschland ein kolonialer Revisionismus. Primär wurden wirtschaftliche Gründe genannt, die ausbleibenden Lieferungen von Rohstoffen und Kolonialprodukten wie Kaffee und Sisal. Es wurde aber immer mehr Stimmen laut, die die Erweiterung des Lebensraumes der Deutschen ins Spiel brachten. Die kolonialen Revisionisten agierten mit der so genannten „kolonialen Schuldflügel“, indem sie den brutalen Umgang der Deutschen mit den Einheimischen und den Genozid an den Herero und Nama negierten. Wie viele andere Kolonialorganisationen blieben die größten der kolonialen Frauenverbände – der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft sowie der Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche Übersee – nach dem ersten Weltkrieg bestehen. Nach der Aufhebung des Einwanderungsverbots im Jahre 1925 stieg das Interesse der Deutschen an einer Rückwanderung in die ehemalige koloniale Heimat. Das betraf auch die Frauen. 1929 wurden allein nach Südwestafrika 323 Frauen geschickt. Der Ton öffentlicher Verlautbarungen zum Thema Kolonien wurde mit dem aufkommenden Nationalsozialismus militärischer: Man wollte die Frauen „Kämpferinnen“ formen, zu „Trägern des deutschen Gedankens, den sie verteidigen sollen durch zähes Behaupten und Festhalten an deutscher Eigenart in Sitten und Gebräuchen, in Denken und Fühlen“. Alles zielte auf eine Wiedergewinnung der Kolonien ab und der Frau kam eine besondere Rolle dabei zu, oder wie es der Vorstand des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft ausdrückte: „Wir haben die festeste heilige Überzeugung,

¹ Golf Dornseif, Weiße Prostitution im Zwielficht kolonialer Sittlichkeit, www.golf-dornseif.de, S. 6

² ebenda, S. 3

³ Martha Mamozai, Einheimische und „koloniale“ Frauen, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 29,30

dass gerade die Frau es ist, auf deren Schultern diese Aufgabe zum größten Teil ruht. Sie bestimmt und formt das Leben im Hause, ihr ist die kommende Generation anvertraut. Sie ist es, die aufbaut und erhält, oder aber niederreißt und verloren gehen lässt. (...) Wir Frauen, wir deutschen Frauen wollen es beweisen, dass nicht Regierungen und Völker Kolonien nach ihrem Gutdünken nehmen oder geben können, dass sie vielmehr aufgebaut und erhalten werden durch stille, unscheinbare Arbeit; dass die deutsche Frau und Mutter trotz aller Verträge und Völkerabkommen siegen wird.“¹ Das Reichsministerium für Auswanderungswesen stimmte dem zu dass „deutsches Blut und deutsches Kindergeschrei in Südwestafrika die beste und nachhaltigste Kolonialpropaganda“ seien.²

Während von konservativen Frauenverbänden das Bild der mütterlichen deutschen Frau, auch in den deutschen Kolonien hochgehalten wurde, entstand in der Zeit zwischen den Kriegen ein neues Leitbild, das der „Neuen Frau“. Während im Deutschen Reich der „Bubikopf“ und das Rauchen in der Öffentlichkeit für Frauen salonfähig wurden, waren in den Kolonien männliche Aktivitäten wie Jagen, Schießen und Autofahren schon seit dem 19. Jahrhundert an der Tagesordnung. Nach dem ersten Weltkrieg reisten viele deutsche Frauen in die Kolonien um dort als Anthropologinnen, Fliegerinnen, Fotojournalistinnen und Archäologinnen tätig zu sein. Ansporn und Motivation war ihnen nicht zuletzt der aufkommende Revisionismus in der Heimat. Alle politischen Parteien, außer der KPD, setzten sich für einen Wiedererwerb der verlorenen Kolonien ein. Auch die Mehrheit deutscher Frauen, die zwischen den Kriegen nach Afrika reisten, war immer noch gefangen im Bann kolonialer Träume. Nach wie vor war das Bild des Afrikaners in der deutschen Öffentlichkeit geprägt von Attributen wie Faulheit, Unreinheit, Dummheit und Unzuverlässigkeit. In Werbungen und Illustrationen kennzeichnete man ihn durch wulstige Lippen, Nacktheit, Ringe in Nase und Ohren und überdimensionierte Körperteile. Dieses Bild blieb auch in den Erinnerungen vieler deutscher Siedlerfrauen intakt. Lydia Höpker schreibt 1927 in ihren Memoiren „Um Scholle und Leben. Schicksale einer deutschen Farmerin in Südwest-Afrika“: Mein erster Anblick waren zwei Eingeborenenweiber, die im Hof auf dem Boden saßen. Um sie herum lagen Töpfe und Geschirr, die sie in einer schauerhaften Schmutzbrühe wuschen. Sie selbst starteten vor Dreck und rochen auf ein paar Meter Entfernung.“ Die nach 1918 reisenden Frauen richteten ihren Blick ebenfalls hauptsächlich auf andere (einheimische) Frauen, doch durchaus auch aus einem anderen Blickwinkel. So schrieb die Laien-Ethnologin Marie-Pauline Thorbecke, dass man „bei so genannten Natur-Völkern die Stellung der Frau als einen wichtigen Maßstab der Kulturhöhe ansehen (kann); je geachteter und höher die soziale Stellung der Frau, um so höher pflegt auch der Stand der Kultur zu sein.“ Auf den Reisen deutscher Fotojournalistinnen entstanden in dieser Zeit überproportional viele Fotos afrikanischer Frauen. Dabei nutzten sie bedingt durch fototechnische Innovationen zunehmend andere Darstellungsformen, wie zum Beispiel den Schnappschuss. Sie bemühten sich Abstand von klischeehaften und romantischen Motiven zu nehmen. Wie auch die Schriftstellerinnen und bildenden Künstlerinnen stellten sie sich selbst als kritische Erforscherinnen dar, die versuchten herrschende Vorurteile in ihrer Heimat abzubauen. „Das Bild, das man von daheim mitbrachte von dem typischen Zigarrenladenneger als augenrollendem Scheusal mit breiter Plattnase und Wulstlippen, ist längst einer besseren Wirklichkeit gewichen. Die Männer haben zum Teil hübsche Züge und die zierlichen Frauen ein ansprechendes, fröhliches Wesen.“ Den Deckmantel der Toleranz und Unvoreingenommenheit nutzten viele Fotografinnen jedoch aus, indem sie mit kleinen Kameras Schnappschüsse von Frauen beim Baden und beim Stillen ihrer Kinder machten und dabei die Grenzen des Respekts vor der Privatsphäre dieser Frauen überschritten.³

1 Britta Schilling, „Deutsche Frauen! Euch und Eure Kinder geht es an!“, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 70-73

2 ebenda, S. 74

3 Britta Schilling, Zwischen „Primitivismus“ und „Modernität“, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 220-223

Auch das Fotografieren aus gehobener Position, wie in der Kolonialzeit üblich wurde weiterhin ausgeübt. Diese Position des Fotografen unterstreicht die angeblich höhere Position des weißen Fotografen. Einen Aufschwung erlebte auch die Porträtfotografie. Dabei wurde oft auf das Stilmittel der Synekdoche zurückgegriffen. Afrikanerinnen wurden nur in Teilabbildungen ihres Körpers dargestellt und dadurch enthumanisiert. In dem Fotoband der deutschen Fotografin Lotte Errell von 1931 „Kleine Reise zu schwarzen Menschen“ wird dies besonders deutlich, indem zum Beispiel auf einer Seite zwei Fotos gegenübergestellt werden. Die Abbildung einer Trommel und der des Gesäßes eines afrikanischen Frauenkörpers. Weiße Menschen wurden in der Bildunterschrift mit Namen genannt, schwarze blieben namen- und identitätslos. Auch die Fotos der zumeist weiblichen Einheimischen erscheinen in einer merkwürdigen Sinnlosigkeit, bedienen in erster Linie den Voyeurismus.¹ So bleibt das Verhalten der „neuen“ deutschen Frau zwiespältig. Während manche deutsche Frau das Bild der afrikanischen Frau als Rechtfertigung ehemaliger deutscher Herrschaftspolitik in Afrika heranzog und es in den Dienst von Forderungen nach ihrer Wiedereinführung stellte, benutzten es andere Frauen, um den Kolonialismus zu kritisieren.

¹ Britta Schilling, Zwischen „Primitivismus“ und „Modernität“, in Bechhaus-Gerst, Leutner, S. 223-227